

Liebe – Annäherungen aus Geschlechterperspektive

Stephanie Bethmann, Günter Burkart, Beate Kortendiek

Es ist, was es ist? In Erich Fried's oft zitiertem Gedicht¹ offenbart sich viel von der mächtigen Kraft, die im romantischen Lieben stecken soll: ein eigenwilliges Gefühl, das sich weder individuellem Wünschen und Rasonieren noch gesellschaftlichen Kontrollen unterwerfen lässt. Man kann Liebe weder erzwingen noch verleugnen noch erklären. Sie scheint autonom, autopoeitisch, eine Macht für sich. Diese Macht der Liebe kann utopische, aber auch dystopische Züge annehmen: Sie befreit und beglückt oder unterwirft und verklavt – häufig auch in paradoxer Weise: „süßes Martyrium“, „sehende Blindheit“.

In sozialwissenschaftlichen Analysen wird die romantische und partnerschaftliche Liebe folglich auch häufig als widersprüchliches Phänomen beschrieben: Liebe fördert die Unabhängigkeit der Einzelnen gegenüber Familie und sozialer Gemeinschaft – aber um den Preis der umso größeren Abhängigkeit von dem oder der signifikanten Anderen (Nader 1989, Illouz 2011, Beck/Beck-Gernsheim 1990)², Liebe individuiert und treibt zugleich in die Verschmelzung, an der sie scheitern muss (Simmel 1923)³, Liebe verlangt Autonomie und ist doch Sucht nach Anerkennung (Illouz 2011, Bethmann 2013)⁴, Liebe ist eine treue Freundin des authentischen Selbst und dennoch hochgradig kommerzialisiert (Illouz 2003, Burkart 2014)⁵, Liebe stellt die Liebenden einander radikal gleich, verharmlost aber Ungleichheit durch Erotisierung (Lenz 2006, Koppetsch 1998, Illouz 2011)⁶. Diese der Liebe inhärenten Ambivalenzen schlagen sich in recht widersprüchlichen Analysen zur Bedeutung von Liebe in den Geschlechterverhältnissen nieder: Bindet Liebe Frauen an männliche Unterdrücker (Firestone 1972)⁷ oder ist sie eine Triebfeder der Demokratisierung von Geschlechterbeziehungen und Lebensentwürfen (Giddens 1992)⁸?

1 Fried, Erich (1983). *Es ist was es ist. Liebesgedichte, Angstgedichte, Zorngedichte*. Berlin: Wagenbach.

2 Nader, Laura (1989). Orientalism, Occidentalism and the Control of Women. *Cultural Dynamics*, 2(3), 323–355. Illouz, Eva (2011). *Warum Liebe weh tut*. Berlin: Suhrkamp. Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Berlin: Suhrkamp. Bethmann, Stephanie (2013). *Liebe – eine soziologische Kritik der Zweisamkeit*. München: Beltz.

3 Simmel, Georg (1923). Über die Liebe (Fragment). In: Georg Simmel, *Fragmente und Aufsätze aus dem Nachlaß und Veröffentlichungen der letzten Jahre* (S. 47–123). München: Drei Masken Verlag.

4 Illouz, Eva (2011). *Warum Liebe weh tut*. Berlin: Suhrkamp.

5 Illouz, Eva (2003). *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt/Main: Campus. Burkart, Günter (2014). Liebe im Kapitalismus zwischen Geschlechtergleichheit und Marktorientierung. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 6(2), S. 85–101.

6 Lenz, Karl (2006). *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS. Koppetsch, Cornelia (1998). Liebe und Partnerschaft. Gerechtigkeit in modernen Paarbeziehungen. In: Kornelia Hahn & Günter Burkart (Hrsg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen I* (S. 111–129). Opladen: Leske + Buderich. Illouz, Eva (2011). *Warum Liebe weh tut*. Berlin: Suhrkamp.

7 Firestone, Shulamith (1972). *The Dialectics of Sex*. Harmondsworth: Penguin.

8 Giddens, Anthony (1992). *The Transformation of Intimacy. Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies*. Cambridge: Polity Press.

Angesichts der Widersprüchlichkeit empirischer Befunde und deren Interpretation scheint es sinnvoll, Liebe im Kontext gesellschaftlicher Spannungsverhältnisse zu betrachten, in die sie oft uneindeutig verwickelt ist: zwischen Autonomie und Hingabe, Authentizität und Kommerzialisierung, Heteronormativität und queeren Lebensmodellen. Liebe steht niemals außerhalb von gesellschaftlichen Machtverhältnissen und sie trägt – potenziell – sowohl zu deren Erhalt als auch zu deren Wandel bei. Dabei geht sie – um hier Erich Frieds oben angesprochenem Idealporträt der Liebe zu widersprechen – Allianzen mit all jenen Kräften ein, die der Autor in seinem Gedicht zu Antagonist*innen der Liebe erklärt: mit Vernunft und Berechnung (denn sozio-ökonomisch passende Personen werden ganz spontan als anziehend empfunden, und in Singlebörsen lassen Menschen höchst rationale Algorithmen „Amors Arbeit“ tun); Vorsicht, Einsicht und Erfahrung (denn sozial bedingte, biografische Erfahrungen prägen und verändern die Strukturen des Liebens, und das Befolgen von Liebes-Skripts und -Codes gibt den Liebenden eine zum Gelingen von Liebe unverzichtbare Erwartungssicherheit); und mit Angst und Stolz (denn moderne Liebe bezieht ihre Macht auch daraus, dass sie als Gradmesser von Selbstwert fungiert).

Liebe ist mit Macht und Ungleichheit und auf ganz besondere Weise mit Geschlecht verwoben: Sie nistet in vergeschlechtlichten Körpern und Empfindungen. Sie ist damit ein unübersehbar wichtiger Forschungsbereich, um Geschlechterverhältnisse zu verstehen – und umgekehrt ist die Berücksichtigung von Geschlecht unerlässlich, möchte man die gesellschaftliche Bedeutung von Liebe begreifen. Umso erstaunlicher ist es, dass Liebe sozialwissenschaftlich nur selten als eigenständiges soziales Phänomen behandelt wird und lange Jahre den Status einer Fußnote zu „wichtigeren“ Themen wie Sexualität, Arbeitsteilung oder Familie hatte. Auch die Geschlechterforschung hat in der Liebe lange Zeit nur eine heterosexuelle Ideologie ausgemacht, sie als ein Instrument patriarchaler Unterdrückung betrachtet.

Inzwischen gibt es jedoch differenziertere Analysen. Gegenentwürfe queerer und polyamorer Liebe hinterfragen die Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit und Zweisamkeit im Lieben oder enthüllen die subversive Kraft der Liebe. Und für die Kultur- und Sozialwissenschaften rückt die Liebe zunehmend auch ins Zentrum von Gesellschaftsanalysen: zum Beispiel in der von Eva Illouz (2003, 2011)⁹ neu entfachten Debatte über Liebe unter den Vorzeichen des Konsumkapitalismus, in der Fokussierung auf die politische Dimension von Gefühlen in den Affect Studies (vgl. Degener/Zimmermann 2014)¹⁰ oder in der aktuellen Aufmerksamkeit für alternative Liebesweisen z. B. im Kontext der feministischen Care-Debatte (vgl. Brake 2012)¹¹.

In der feministischen Theorie und empirischen Geschlechterforschung lassen sich einige Themenfelder identifizieren, in denen Liebe seit Längerem mehr oder weniger ins Zentrum des analytischen Interesses rückt (oder zumindest weg von der Peripherie). Hierbei lassen sich, wenngleich keineswegs trennscharf, die Themen Liebe und häusliche Arbeitsteilung/Care, Demokratisierung von Liebe und Partnerschaft, Sub-

9 Illouz, Eva (2003). *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt/Main: Campus. Illouz, Eva (2011). *Warum Liebe weh tut*. Berlin: Suhrkamp.

10 Degener, Ursula & Zimmermann, Andrea (2014). (Hrsg.). *Affect Studies. Freiburger Zeitschrift für Geschlechterforschung*, (2).

11 Brake, Elisabeth (2012). *Minimizing marriage: Marriage, Morality, and the Law*. New York/NY: Oxford University Press.

jektivierung durch Liebe, Ökonomisierung von Liebe und Heteronormativitätskritik unterscheiden.

Die Beiträge dieses Schwerpunktheftes stellen Liebe dezidiert in den Mittelpunkt der Analyse und geben in multidisziplinärer Perspektive einige Antworten auf Fragen zum komplexen Zusammenhang von Liebe, Macht, Geschlecht und gesellschaftlichen Strukturen. Sie greifen dabei sowohl alte feministische Debatten (z. B. Patriarchatskritik) als auch aktuelle Theorieströmungen (z. B. Polyamorie und Affect Studies) auf und verbinden sie mit Analysen gegenwärtiger Gesellschaftsstrukturen. Die empirischen Forschungsfelder dieser Ausgabe zum Thema Liebe beziehen sich auf private Räume, schulische Peer Groups, das Standesamt, den Bundestag und das Theater.

Im Beitrag „Polyviduen: Liebe und Subjektivierung in Mehrfachpartnerschaften“, der auf einer Analyse narrativer Interviews beruht, gehen *Cornelia Schadler* und *Paula-Irene Villa* der Frage nach, wie Liebe in Mehrfachpartnerschaften gelebt, subjektiv erfahren und verortet wird. Mit der Subjektform Polyviduen beschreiben die Autorinnen das komplexe „Immer-Vielfach-Verbundene“ von hochindividualisierten Menschen und deren Aushandlungen von Intimität und Liebe in Mehrfachbeziehungen.

Im Unterschied hierzu ergaben die (Gruppen-)Gespräche, die *Monika Götsch* mit Jugendlichen führte, dass diese die Liebe nicht als offenes und auch nicht ausschließlich als heteronormatives, sondern vielmehr als patriarchales Projekt erzählen. In ihrem Beitrag „Modernisiertes Patriarchat? Von der heterosexuellen Liebe zwischen ‚Schlampen‘, ‚Prinzessinnen‘ und ‚(Nicht-)Rittern‘ wie sie Jugendliche erzählen“ wird sichtbar, dass gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse nicht ungebrochen er- und gelebt werden, aber immer noch eine hohe Wirkmächtigkeit besitzen.

Wie wird auf dem Standesamt, auf dem der Staat individuelle Paarbeziehungen gesetzlich legitimiert, über Liebe gesprochen? Dieser Frage widmet sich *Fleur Weibel* in ihrem Beitrag „Worin die Ehe besteht. Eine Rekonstruktion der staatlichen Anrufung von Liebespaaren auf dem Standesamt“ auf Basis der Rekonstruktionen von Eheschließungen und Partnerschaftseintragungen. Ein zentrales Forschungsergebnis ist, dass – obwohl es sich beim Standesamt in allererster Linie um eine juristische staatliche Institution handelt – die Inszenierung einer dauerhaften, glücksversprechenden emotionalen Bindung durch die Standesbeamtinnen und -beamten (mittlerweile) im Mittelpunkt steht. Diese Emotionalisierung des standesamtlichen Skripts steht mit dem Interesse des Staates an stabilen Lebensgemeinschaften durchaus in Einklang.

Auch im Beitrag von *Sabina Schutter* steht das Sprechen über die Liebe im Zentrum; die Autorin wählt allerdings eine ganz spezifische Perspektive und einen besonderen Ort: den Deutschen Bundestag. In ihrem Aufsatz „Hier wie da wird geliebt: Liebe als universales Phänomen in Verhandlungen zum Familienrecht“ analysiert sie Bundestagsdebatten und fragt: Wie und wann sprechen Bundestagsabgeordnete von Liebe, wenn im Rahmen familienrechtlicher Reformen über Beziehungen zwischen hetero- und homosexuellen Paaren verhandelt wird? Obwohl, so das Ergebnis, in keinem Gesetz das Wort „Liebe“ auftaucht, wird die Liebe als ein hinter den Gesetzen liegender Referenzrahmen in die Gesetzgebung einbezogen; dies wird insbesondere am Beispiel der Verhandlungen über die gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft deutlich.

Nicht die politische, sondern die Bühne des Theaters betrachtet *Andrea Zimmermann* und analysiert „Das schlimmste Glück – Die fatale Liebesordnung der Geschlechter im

zeitgenössischen Theatertext“ anhand von zwei Texten: „Unbeleckt“ (Kristo Šagor) und „Das Jahr von meinem schlimmsten Glück“ (Nino Haratischwili). Mit Bezug auf feministische Theorien steht dabei die Frage im Fokus, wie die romantische Liebesordnung Anerkennung ermöglicht bzw. verunmöglicht.

Die Beiträge des Schwerpunktheftes, die sich dem Thema Liebe aus empirischer und theoretischer Geschlechtersicht nähern, stellen somit die Frage danach, „was ist“, wenn Menschen lieben.

Offener Teil

Im Offenen Teil dieser Ausgabe gehen *Caroline Friedhoff*, *Lars Holtkamp* und *Elke Wiechmann* zwei Fragen nach: Zum einen untersuchen sie in ihrem Beitrag, ob Frauen bei Kommunalwahlen, bei denen Kumulieren und Panaschieren möglich ist, gezielt nach unten gewählt und damit diskriminiert werden. Zum anderen prüfen sie, ob ein Dokortitel den Wahlerfolg der Kandidatinnen und Kandidaten – unabhängig vom Geschlecht – erhöht. *Corinna Schlicht* widmet sich in ihrem Aufsatz einem im Weiblichkeitsdiskurs eher tabuisierten Feld, nämlich der Perspektive von Müttern, die ihre Kinder nicht aufopferungsvoll lieben. Über die Analyse eines filmischen und eines literarischen Beispiels zeigt die Autorin, wie das Narrativ mütterlicher Fürsorge bis heute das kulturelle Verständnis von der Frau nachhaltig prägt. Aus diskurstheoretischer Perspektive analysiert *Bianca Prietl* die Subjektposition des Vaters als Männlichkeitskonstruktion in Diskussionen um das Thema Väterkarenz. Sie macht dabei Ungleichzeitigkeiten und Widersprüchlichkeiten sichtbar und schlägt vor, das Subjekt Vater als auf einer ambivalenten Männlichkeitskonstruktion basierend zu verstehen.

Abgerundet wird diese Ausgabe durch Berichte über das Berliner Symposium „Für eine gendersensible Lehr-/Lernkultur in Mathematik, Informatik und den Naturwissenschaften“ und die Tagung „Mutterschaft sichtbar machen. Sorgepraxis zwischen mütterlicher Verantwortung und wissenschaftlicher Vernachlässigung“ in Frankfurt am Main sowie durch vier Besprechungen aktueller Neuerscheinungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachterinnen und Gutachtern, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.